

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode

Filfter Jahrgang.

91.

Mittwoch, 14. November.

1838.

Glückliche Rettung.

Ein Europäer und sein indianischer Diener, Namens Siampo, ruhten auf der Jagd auf einem freien Waldplatze aus. Möglichst sahen sie eine Truppe Meerkatzen eiligst in das Gebüsch fliehen, als suchten sie einer dringenden Gefahr zu entkommen. Gleich hinterein stürzten andere kleine Thiere, und ihr Lauf verkündete ihren Schreck. Siampo machte seinen Herrn darauf aufmerksam, daß sie alle von einer Seite herkämen, und daß also die Ursache des Schreckens in derselben Richtung herkommen müsse. „Es sind Tiger, vor welchen sie fliehen,“ schrie er plötzlich auf, „ich rieche sie, ich höre sie!“ Es ist nicht nothwendig, erst zu sagen, daß der Europäer nichts hörte und nichts roch; nichtsdestoweniger griff er nach seiner Waffe. „Schieß nicht,“ sagte Siampo, „es sind deren mehrere, denn der Geruch ist sehr stark. Bald streifte auch wirklich ein entferntes Geheul an das Ohr des Jägers; die beiden Freunden nahmen schnell ihre Jagdtasche; allein schon kündigte ein Geräusch, welches von nichts Anderem, als von dem schnellen Laufe einer Rotte wilder Thiere herrühren konnte, die Nähe der Gefahr. „Klettern wir auf diesen Baum,“ sagte Siampo, indem er sich auf dessen gebogenen Stamm hinaufschwang. Sein Gefährte wollte ihm mit der Finte folgen; allein er mußte sie unten lassen, weil sie ihn im Hinaufklettern hinderte. Der Augenblick war kritisch. Die Angst verstärkte die Kraft des Weissen und er erreichte, dem Beispiele Siampo's folgend, auf allen Vieren kletternd, glücklich den Stamm. Dieser hatte sich auf die äußerste Spitze eines Zweiges emporgeschwungen; der Weiße aber hatte auf einem senkrechten Aste des Baumes Posto gefaßt. Bald bemerkte er, aber mit Schrecken, daß das Holz, auf welchem er saß, faul sei und bei der geringsten Bewegung zusammen zu brechen drohte. Um seine Angst zu vermehren, sah er unmittelbar in seiner Nähe ein ungeheures Nest schwarzer Wespen, deren furchtbarer Stich ihm bekannt war. Er beneidete den Indianer, denn er sah ein, daß er selbst den Vorposten bilde, und

die Tiger bei ihrem Angriffe sicher zuerst nach dem niedrigen Stamme sich wendeten würden. Er würde gern zu seinem Diener sich emporgeschwungen haben; allein die Gebrechlichkeit des Zweiges, die schrecklichen Besucher da unten, die Nähe der Wespen, Alles verdammt ihn zur Unbeweglichkeit. Indes waren die Unthiere auf dem Plage angelangt; es waren ihrer vier, einige bluteten aus frisch erhaltenen Wunden. Unter ihnen befand sich eine Tigerin, die vor Wuth schnaubte, und die sich, sobald sie die beiden Jäger erblickte, auf den Baum stürzte, und, indem sie ihre Tazen ausstreckte, mit flammenden Augen den Weißen betrachtete. Die Wärme ihres Athems berührte fast seine Füße, und er fürchtete jeden Augenblick, sie werde zu ihm hinaufklettern. „Herr,“ rief der Indianer ihm zu, „das Brennwasser!“ Wie ein Blitz durchzuckten die Worte den Europäer. Er nahm aus seiner Jagdtasche die Flasche mit Schwefelsäure; das schreckliche Thier bewachte ihn unaufhörlich mit unbeweglichen Blicken. Zitternd streckte Jener seine Hand aus und goß den Inhalt seiner Flasche gerade auf die Augen des Unthiers. Ein lautes Gebrüll ertönte; der Jäger, von Entsetzen ergriffen, klammerte sich fester an seinen Zweig an, und alsobald ward er von Wespen umschwärmt. Als er die Augen wieder öffnete, sah er die Tigerin sich auf der Erde krümmend, und mit ihren Tazen am Kopfe wühlend. Ihr Gesicht war schwarz, die Augen verlobt. Sie erhob sich und rannte schnaubend im Kreise umher; die Männchen schrieten gleichfalls, ohne sie einen Augenblick zu verlassen. „Lasset mich jetzt machen,“ sagte Siampo, indem er aus seiner Tasche einige Ueberreste von Fleisch zog und es in Stücke zerschnitt. „Geht mir die Seife, Herr!“ Der Europäer verstand den schlaunen Indianer: er gab ihm ein Stück Arsenikseife, womit Siampo dann das Fleisch spülte und es unter die Tiger warf. Bald zeigte sich die Wirkung. Das Geheul wurde entsetzlich, die etenden Thiere, die das vergiftete Fleisch gierig fraßen, hüpften vor Schmerzen, umkreisten die Tigerin und eilten auf dem Fußsteige von bannen. „Sie gehen trinken,“ sagte Siampo, und indem er sich mit der einen Hand an den Zweig festhielt, begann er vor Freude zu singen und zu tanzen auf dem schmalen Baumstamme. Seine hellen Töne mischten sich in das Geheul der fliehenden Tiger und das Geächze der gebundenen Tigerin, seine schwarzen Haare, und die teuflische Freude in seinem dunklen Gesichte gaben ihm das Aussehen eines wilden Thieres. Die Tigerin verursachte ihnen indes noch einige Unruhe, und Siampo kletterte daher mit der größten Leichtigkeit vom Baume herab, und holte die Flinte seines Herrn. „Jetzt ist die Reihe an Euch,“ sagte er zu ihm. Dieser lud einige Kugeln in den Lauf. Ein Schuß — und das Thier machte einen wüthenden Sprung, ein zweiter — und es blieb unbeweglich auf dem Plage liegen. Die beiden Männer fielen sich erfreut einander in die Arme.

Ueber die vorgeblichen Schuzmittel gegen den Bliz.

(Beschluß.)

Wenn die Alten glaubten, der Bliz schlage nicht in den Lorbeer, so ist dies durch Beobachtung längst widerlegt. Nach Maxwell soll die Buche verschont bleiben; aber erst im Jahr 1835 wurde eine alte Buche im Forst von Willers-

Cotterets fast g
vermuthet, die
aber Maxwell z
in die es am h
der Art.

Menschen t
noch größer ist
Aus dieser dopp
Mensch auf frei
besten nicht wei
er neun bis 40
zwischen zwei T
diesen Vorschrif
und für prakti
Anweisung, sic
Vertikale, die

Nach der
verschöne das C
ten Gehäuse vo
der Art sind au
wirklich vorgefa
gerne gelten, d
etwas verringert
zwar wegen fol
den Vallaft Mi
Als Sir James
Bedienten tödte
Fensterrahme
mehr vorhanden
zur Noth behau
erschütterung ja
September 1772
Skizze des Er
Der Ingenieur
einem Streiche
fang. Im Sept
es fand sich in
Klintonkugel oh
kann unmöglich
Fälle beweisen
diejenigen enttä
undurchbringlich
Aus tauf
trifft, ohne vor
darf also wohl
getroffen zu wer

Cotterets fast ganz vom Blitz zerstört. Man hatte aus theoretischen Gründen vermuthet, die harzführenden Bäume möchten vom Blitz nicht getroffen werden; aber Maxwell zählt, wie wir eben gesehen, die Fichte gerade unter die Bäume, in die es am häufigsten einschlägt, und auch bei uns fehlt es nicht an Fällen der Art.

Menschen werden nicht selten auf offenem Brachfelde vom Blitz getroffen; noch größer ist die Gefahr, wie aus hundert Fällen hervorgeht, unter Bäumen. Aus dieser doppelten Beobachtung zog Dr. Winthorp den Schluß, wenn ein Mensch auf freiem Felde vom Gewitter überfallen werde, so werde er sich am besten nicht weit von einem großen Baum stellen; unter „nicht weit“ verstand er neun bis 40 Fuß. Noch sicherer wäre es, wenn man sich in dieser Entfernung zwischen zwei Bäume, gleich weit von jedem, stellen könnte. Franklin war mit diesen Vorschriften einverstanden. Nach Henley hielt sie für theoretisch richtig und für praktisch bewährt und gab, im Fall eines einzigen Baums, die weitere Anweisung, sich dem Stamm gegenüber fünfzehn bis achtzehn Fuß jenseits der Vertikale, die durch das Ende der längsten Aeste geht, aufzustellen.

Nach der Analogie der Elektrizität glaubt man in der Physik, der Blitz verschone das Glas. Zur Annahme, daß man in einem, ganz aus Glas gebau- ten Gehäuse vollkommen sicher wäre, gehörte somit nicht mehr viel. Gehäuse der Art sind auch für Personen, welche sich sehr vor dem Gewitter fürchten, wirklich vorgeschlagen, ja sogar gebaut worden. Ich lasse es nur zwar recht gerne gelten, daß während eines Gewitters ein gläserner Ueberzug die Gefahr etwas verringert, daß er sie aber ganz entfernt, kann ich nicht glauben, und zwar wegen folgender Thatsachen. Der gewaltige Schlag, der am 15. Juni 1776 den Pallast Minuzzi bei Genèva traf, zertrümmerte über 800 Fensterscheiben. Als Sir James Adair im September 1680 von dem Streiche, der zwei seiner Bedienten tödtete, zu Boden geworfen wurde, stand er dicht am Fenster. Der Fensterrahmen wurde nicht beschädigt, aber von den Scheiben war keine Spur mehr vorhanden; der Blitz hatte sie in Staub verwandelt. Man könnte hier zur Noth behaupten, das Glas sei nur in Folge des Schlags, der heftigen Luft- erschütterung zerborsten. Wir führen daher unzweideutigere Fälle an. Am 17. September 1772 schlug der Blitz in ein Haus zu Vadua und bildete in einer Scheibe des Erdgeschosses ein Loch, so rund und glatt, als wäre es ausgebohrt. Der Ingenieur Casselli in Alexandria bemerkte im Jahr 1778 unmittelbar nach einem Streiche in seinen Fensterscheiben rund Löcher fast ohne Sprünge im Um- fang. Im September 1824 schlug der Blitz zu Milton of Comage in ein Haus; es fand sich in einer Fensterscheibe ein kreisrundes Loch vom Durchmesser einer Kugelnugel ohne einen einzigen Sprung. — Ein kreisrundes Loch ohne Sprung kann unmöglich eine Folge der Lufterschütterung durch den Donner sein; diese Fälle beweisen nur die ungeheure Geschwindigkeit des Blitzes, und sie müssen diejenigen enttäuschen, welche gemeint hatten, Glasscheiben seien für den Blitz undurchbringlich.

Aus tausend Beispielen geht hervor, daß der Blitz niemals einen Menschen trifft, ohne vorzugsweise das Metall, das er an sich trägt, anzugreifen. Man darf also wohl annehmen, daß Metall an den Kleidern die Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, merklich steigert. Hieran wird wohl auch kein Mensch zwei-

sein, wenn es sich von etwas beträchtlichen Metallmassen handelt; so schlug am 21. Juli 1819 der Blitz zu Biberach in Schwaben in das Gefängniß und traf im großen Saale mitten unter zwanzig Gefangenen einen Verurtheilten, der um den Leib gefesselt war. Schwere wird die Annahme zu rechtfertigen sein, wenn nur von den unbedeutenden Metallstücken an unserer gewöhnlichen Kleidung die Rede ist. Indessen möchte die interessante, von Saussure und seinen Reisebegleitern im Jahr 1767 auf dem Breven gemachte Beobachtung hier doch als ein Beweis gelten. Es herrschte Gewitterluft; hoben die Beobachter die Hand mit ausgestreckten Fingern in die Höhe, so fühlten sie an den Spitzen eine Art Vrikeln. „Zalabert,“ erzählt Saussure, „dessen Hut eine goldene Tresse hatte, hörte auch ein furchtbares Säusen um seinen Kopf. Aus dem goldenen Knopf dieses Huts ließen sich Funken ziehen, so wie aus der Zwinge eines großen Stoffs, den wir bei uns hatten.“ Man denke sich das Gewitter nur etwas stärker, so kann, unter Umständen wie auf dem Breven, die unbedeutende Goldtresse und der kleine Metallknopf Ursache eines Schlags werden, und Zalabert wird eher getroffen, als seine Begleiter, die weder Tressen, noch Knöpfe an den Hüten haben. — Der folgende Fall, den Constantini erzählt (1749), ist noch sprechender. Bei einem Gewitter streift eine Dame die Hand aus, um das Fenster zu schließen; der Blitz schlägt und ihr goldenes Armband verschwindet so ganz, daß man auch keine Spur mehr davon findet; die Dame trägt übrigens nur unbedeutende Verlezungen davon.

Der berühmte Reisende Briddone erzählt einen Fall, der einer Dame von seiner Bekanntschaft begegnete. Sie sah während eines Gewitters aus dem Fenster, und ihr Hut, aber nur ihr Hut, wurde in Asche verwandelt. Nach Briddone's Meinung hatte der dünne Metalldraht, der dem Hut Halt gab, den Blitz angezogen. Er räth daher auch, solche Einfassung von Metall wegzulassen, und eifert gegen die allgemeine Sitte, die Haare mit Nadeln und mit Gold- oder Silberbändern zu befestigen oder zu schmücken. Da er wohl besorgen konnte, daß man auf diesen Rath nicht achten werde, so verlangte er, jede Frau solle eine kleine Kette oder einen Draht von Messing bei sich führen und diese während eines Gewitters an die Metallstücke ihres Kopfpuzes befestigen, damit der Blitz daran in den Boden fahren könne, statt durch den Kopf und die untern Glieder seinen Weg zu suchen.

Kurz, es ist immerhin besser, wenn man während eines Gewitters kein Metall an sich hat; soll man aber darum wegen einer Uhr, Schnalle oder einiger Geldstücke, wegen der Drähte, Ketten und Nadeln am weiblichen Anzug sich die Gefahr gleich größer vorstellen? Diese Frage läßt sich nicht allgemein beantworten; denn Jeder betrachtet die Sache anders, je nachdem er vor dem Meteor mehr oder weniger lange hat.

Stimmen des Auslandes über Ungarn.

Im Journal des Debats vom 1. d. M. kommt in einem größern Artikel über den neuen Handelsvertrag zwischen Oesterreich und England folgende Stelle über Ungarn vor: „Oesterreich besitzt die Kraft eines großen Volkes, es hat

Ungarn
eines Vol
selbe En
Ueberall
villifation
dessen S
tet ist.
zerstörte
zwischen
will de
„Es zirk
den Vert
Brücke, z
ihre Volk
aber, da
daß es a
die nicht
nützlich,

Au

W
Vosse.)
ter an d
Gemmer
spiel: „
Mittel“
einzelnen
der Drei
sprach d
gen keine
hohe An
tigen se
Falschheit
nen Leit
schon die
Stelle i
te Simp
der Dum
selsfälle d
che den

Ungarn und den großherzigen Drang dieser Nation zur neuern Civilisation; eines Volkes, das bei den friedlichen Eroberungen, denen es sich jetzt weicht, dieselbe Energie zeigt, die seine Väter auf den Schlachtfeldern bewiesen haben. Ueberall erwacht in Ungarn der Geist des Handels und der Industrie, der Civilisation, vielleicht auch des Liberalismus, aber jenes schaffenden Liberalismus, dessen Streben vorzüglich auf das Glück und den Reichthum der Völker gerichtet ist. Es ist dieser Geist, der in sechs Monaten das durch Ueberschwemmung zerstörte Pesth (größtentheils) wieder aufgebaut hat, und der auf der Donau zwischen Pesth und Ofen eine noch kühnere Brücke als die des Trajan schlagen will &c.“ — Der Korrespondent v. u. f. Deutschland vom 4. d. M. schreibt: „Es zirkuliren in Pesth Gerüchte, denen zufolge die Regierung Anstans nähme, den Vertrag der Reichstagsdeputation mit dem Hause Cina, wegen der stabilen Brücke, zu ratifiziren, indem die Deputation durch gar zu große Konzessionen ihre Vollmacht überschritten hätte. Zum Besten der guten Sache hoffen wir aber, daß diese Gerüchte grundlos sein mögen; obwohl es nicht zu läugnen ist, daß es auch in Pesth Feinde aller Neuerungen und Spießbürger genug gibt, die nichts sehnlicher wünschen, als daß dieses große Nationalwerk, das eben so nützlich, als ruhmbringend für das Land wäre, nicht zu Stande käme.“

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Theater.

Wien. (Nestroy's neueste Poesse.) Am 3. d. M. kam im Theater an der Wien, zur Benefiz des Hrn. Semmerler, Nestroy's lustiges Trauerspiel: „Gegen Thorheit gibt es kein Mittel“ in drei Abtheilungen mit den einzelnen Titeln: „Der Jüngling und der Greis“ zur Aufführung, und entsprach den davon gehegten Erwartungen keineswegs. Daß man an Nestroy hohe Anforderungen stellt, dazu berechtigten sein eminentes Talent als Lozkaltdichter und seine bereits vorhandenen Leistungen. Diesmal jedoch war schon die Aufgabe, welche Nestroy sich stellte, ein Mißgriff. Wie aus einer Stelle im ersten Akte hervorgeht, sollte Simplicius Berg der Repräsentant der Dummheit sein, und in solche Wechselfälle des Lebens versetzt werden, welche den Titel des Stückes rechtfertigen

Nun ist aber Dummheit, als Geistesgebreden, welches jede freie Thätigkeit aufhebt, mithin ein unwillkürliches Handeln begründet, daher auch auf keinem Wege weder zur Erkenntniß noch zur Besserung geführt werden kann, und gegen welches, wie N. den Dichter sagen läßt, die Götter selbst vergebens kämpfen, unter keinem Verhältnisse ein Objekt zur dramatischen Vorstellung. Dies schien Nestroy zu fühlen, u. gab, um den Fehler gleichsam zu bedecken, diesem Charakter so viele Nebenfarben, daß ein ganz gehaltloses Urding daraus entstand. Simplicius ist unbesonnen, leichtsinnig, thöricht, ja sogar schlecht, denn er bestiehlt seinen Bruder; er ist ein gemeiner, niedrig denkender Lump, der von des Schicksals Schlägen nicht mürbe gemacht, kaum wieder durch des Bruders Großmuth zu einem Vermögen gelangt, in seinem sechzigsten Jahre ein siebenzehnjähriges Mäd-

hen, das ihm ihre Liebe für einen Andern offen gesteht, heirathet, und es also unglücklich macht. Damit schließt das Stück, einen widersärtigen Eindruck zurücklassend. Daß für einen solchen Charakter keine Theilnahme wachsen, und wenn auch flüchtig erregt, nicht erwärmen kann, ist natürlich. Auch sind die Situationen, in welche er versetzt wird, veranlaßt durch Verlokungen einer Kofette, eines betriegerischen Croupier, alltäglicher Art u. nicht geeignet, ein fortwährendes Interesse zu erregen. Daß jedoch mancher Situation komische Kraft inwohnt, daß es an Späßen u. Witzworten hie und da nicht fehlt, muß zugestanden werden, doch konnte diese Entschädigung für die Mangelhaftigkeit des Ganzen als solches nicht genügen. Auch die Anklänge an Bekanntes, welche in dem Stücke sich vorfinden, namentlich im letzten Akte an Raimunds „Verschwender“, berührten unangenehm. Der Erfolg gestaltete sich im Verhältnisse zu dem Gebotenen. Die allerdings zu billigen Vorliebe für Nestroy machte, daß alles einzelne Gute mit lautem Beifall aufgenommen, und Nestroy mehrmals vorgerufen wurde. Sein Eintrittslied im ersten, dann das Couplet im letzten Akte vom „Fallen“ sind trefflich, auch das Duobillet am Schlusse des dritten Aktes machte Espekt. Scholz, welcher im Ganzen nicht bestens bedacht ist, wirkte darin, und in der Szene als vorgeblicher Onkel sehr ergötzlich. Die eigentliche Stütze seines Stückes war Nestroy selbst; es bedurfte auch wirklich der Belebung seines wahrhaft komischen Spiels, um das Geschmacklose u. Fade mancher Situation zu ertragen. Die sonst noch Mitwirkenden verdarben nichts. Daß das Theater in allen seinen Räumen überfüllt war, versteht sich bei Nestroy's Beliebtheit, und der Neugierde, womit

man jedem neuen Produkte von ihm entgegensteht, wohl von selbst. Die Tragödie dauerte bis 10 Uhr: jedenfalls werden Kürzungen nöthig sein, um sie einige Zeit auf dem Repertoire zu erhalten. (Nach spätem Berichten aus Wien, hat dieses neueste Produkt Nestroy's, bei den folgenden Vorstellungen mehr Theilnahme gefunden, so daß es täglich mehr gefällt.)

Frankfurt. Aller Augen und Ohren waren auf Herrn Vöckh, Herzoglich Braunschweig'schen Hofpänger, gerichtet, dem Miß Jama mit ihrer lautesten Trompete voranging. Er trat als Figaro, am 25. Okt., im Barbier auf. Wir sahen einen schönen, wohlgebauten, kräftigen Mann; wir hörten ein Organ aus einer Hünen-Brust; wir erfreuten uns an ein freies, lühnenges wandtes Spiel; wir lauschten noch mehr zu hören u. zu sehen, und dabei blieb es. Die ungeheuern Mittel, worin immer großer Reiz für hohle Hände liegt, zwangen denselben gleich nach der ersten Arie, die er italienisch vortrug (cui hono?) einen Applaus ab, dem man mehr die Präokkupation, wie ein durchdrungenes Beifallsgefühl anhörte. Aber dieser Applaus minderte sich im folgenden Duett mit Amaviva und löschte endlich ganz aus. Figaro wurde am Schlusse nicht gerufen, was bei uns Narritäten sind, die man wesentlich für Geld zeigen könnte. Das Organ dieses Sängers ist kolossal, mehr dick u. hohl als markig, u. dabei weder geschmeibig noch besonders angenehm. Es imponirt durch seine Seltenheit. Der Ton scheint zuweilen aus der Unterwelt zu kommen, und manchmal wieder aus Carastro's Priesterhörnern. Wenn Hr. Vöckh mit seiner Stimme tänzeln wollte, sah ich immer einen Giganten der Urwelt vor mir, mit gemachten Rosen be-

kränzt. Was dieses Org. Mitte zu v. im Wege s. Stentore s. denn durch der Kunstre sie denselben indessen bei ist. Das ze in der heut leichte Kou Vortrage, n sprache (den sche trugen durch diese A Seine Melo zusammen. allein Mund zuweilen so Herr Vöckh schmalvoll v à la Pelegri wir gern m Sein beschrä dazu noch in alle Nicen dessen nicht noch inmitten ändert.

Wig

Bunte französischen ein von Sagen gebenes Mit gewinnen, ent aus drei Per zwei Weibern zeiten mit ad den und 90. gender Berth sodann kniet sich auf ein

kränzt. Was die Natur beiden Enden dieses Organs versagte, gab sie der Mitte zu viel. Ich sage zu viel, denn ein solches Organ kann dem Sänger nur im Wege sein, wenn er nicht lauter Stentore singen will, oder er müßte denn durch die geschickte Anwendung der Kunstregeln diese Massen zügeln u. sie denselben unterwerfen können, was indessen bei Herrn Vöch nicht der Fall ist. Das zeigt sich nun gleich a priori in der heutigen Partie, in welcher die leichte Konversation des musikalischen Vortrags, wie die Volubilität der Aussprache (denn seine italienische wie deutsche trugen fast dieselbe Physiognomie) durch diese Masse beeinträchtigt wurden. Seine Melodien hängen nicht rhetorisch zusammen. Der Koloratur fehlt nicht allein Rundung u. Deutlichkeit, sie ist zuweilen sogar holperig. Sobald uns Herr Vöch einmal eine fließende, geschmackvoll vorgetragene Santilene, so à la Pelegrini, zu hören gibt, wollen wir gern mit in die Posaune blasen. Sein beschränkter Umfang versetzt ihn dazu noch in die Nothwendigkeit, fast alle Piecen transponiren zu müssen, dessen nicht einmal zu gedenken, was er noch inmitten dieser Transpositionen sich ändert.

Fr. K. B.

Mignon: Zeitung.

Buntes aus Paris. In einer französischen Departementsstadt hat man ein von Cagliostro im Jahr 1785 gegebenes Mittel, in der Lotterie zu gewinnen, entdeckt. Die Partie besteht aus drei Personen, einem Manne und zwei Weibern, ferner aus drei Wahlzeiten mit achtzehnhundert Ruthenkreuzen und 90 Zahlen, das Ganze in folgender Vertheilung. Erst wird gespeist; sodann kniet der Mann nieder, versteht sich auf ein Kissen, und empfängt auf

den beinahe bloßen Rücken von jeder der beiden Damen mit sechs eigens zubereiteten Ruthenbündeln dreihundert Schläge, sechshundert zusammen; die Schläge dauern so lange fort, bis aus dem Rücken Blut genug quillt, um 90 Zahlen auf ein Stück Papier zu schreiben. Ein Gleiches geschieht mit den zwei Weibern, deren jede ihre Kontingent mit 600 Ruthenhieben empfängt, um mit ihrem Blute die erste Schrift zweimal zu überfahren. Nachdem die 90 Zahlen also dreimal und blutroth beschrieben sind, werden sie in ein Gefäß geworfen, und man zieht deren fünf heraus, welche unfehlbar den Gewinn einer Quinte sichern. Für dieses schöne Rezept wurden dem Herrn Grafen von Cagliostro hundert Louisd'or bezahlt. — Etienne Bègue, ehemaliger Redakteur des Journal des Debats, der kürzlich zu Paris gestorben ist, war als junger Mann oft in der peinlichsten Geldverlegenheit. Einst hat er, von seinen Gläubigern hart bedrängt, seinen Vater, ihm aus der Noth helfen zu wollen. Er fand ihn nicht sehr geneigt dazu: „Wie kannst du erwarten,“ sagte er ihm, „daß ich nicht endlich müde werde, deine Schulden zu bezahlen, du bist ja Gott und dem Teufel schuldig.“ — „Wie ungerecht du nun wieder bist,“ antwortete der Sohn, „allein diesen beiden Herren bin ich nichts schuldig.“ — Eugene Scribe führt in seinem Wappen zwei überkreuzt liegende Federn mit der Devise: „Hinc fortuna et libertas.“ (Durch diese besitze ich Vermögen und Unabhängigkeit.)

Briefe aus Wien. (Am 10. November.) Fenzl hat eine neue Pantomime geschrieben und sie im Theater in der Leopoldstadt zur Aufführung gebracht. Die Pantomime ist sehr gut und Fenzl ein ganz vortrefflicher Harklein, Schadekly der nie zu ersetzende Piervot. Auch das übrige Pantomimen-

personale ist ganz passabel, wer kann also noch behaupten, daß die Lokalsoposse in diesem Theater herabgekommen sei? Die Gruppierungen sind recht geschmackvoll, auch die neuen Dekorationen von Meyer fleißig gemalt, aber warum schließen beide Akte mit Wasser? Soll das eine leise Andeutung sein, daß das Theater im Wasser sei? Ganz allerliebste tanzten die beiden Kinder Fenzl's ihre Masurka. Die Bono's geben heute, ich weiß nicht zum wievielten Male ihre allerletzte Vorstellung; sie reisen von hier aus nach Pesth, da werden Sie Ihre Wunder sehen und auch das den Averino gespendete Trara zurücknehmen, denn die Bono's sind wirklich ausgezeichnet, vorzüglich der Direktor Pietro Bono und der herkulische Vediani. — Gestern war wieder das erste französische Theater unter Direktion des uns bereits vom vergangenen Jahre her vortheilhaft bekannten Hrn. Doligny. Die übrige Gesellschaft ist größtentheils neu u. soll weit vorzüglicher sein, als die zuletzt hier gewesen. Es wurde zum ersten Male ein Baudeville von Scribe: La demoiselle à marier ou: la première entrevenue und der Gamin de Paris gegeben. Im nächsten Schreiben Ausführlicheres darüber.

Ernestine.

Buntes aus London. Die abscheuliche Sitte des Weiberverkaufs dauert in England noch immer fort. Erst vor wenigen Tagen führte ein Handwerker aus der Gegend von Hall seine Frau zu Markte, wo ein gewisser Colley, mit dem sie genau bekannt war, sie um 2 Pfd. Sterl. kaufte. — Kürzlich fand in der St. Pancrazkirche eine höchst ko-

mische Szene statt. In dem Augenblicke, wo der Prediger den Segen über ein junges Paar sprechen wollte, schrieb der Bräutigam: „Halt, halt noch ist's Zeit, ich habe mich besser besonnen, ich will nicht heirathen.“ Dann ließ er die Hand seiner Braut los, und lief, so rasch er nur konnte, davon; umsonst setzten ihm seine Verwandten und seine Braut nach, Niemand konnte ihn einholen, und man weiß nicht, was seit dem Hochzeitstage aus ihm geworden ist.

Wien. Noch in diesem Jahr können die fröhlichen Wiener, denen Alles nach Wunsch geht, um ein paar Groschen in's Paradies fahren. Die Ferdinands-eisenbahn wird nächstens bis zur Laya befahren werden können. Dort aber hat der Fürst Lichtenstein ein paar Landgüter, die alle Annehmlichkeiten des Lebens darbieten und von den Wienern nur das Paradies genannt werden. Es hat's Mäucher schon lange vergebens auf der Charte und auf Erden gesucht, nun kann er auf der Eisenbahn hinein.

Venefize. (Ofen.) Zur Venefize des so allbetiebten Komikers Hrn. Seydl kommt künftigen Montag, den 19. d. M., zur ersten Aufführung: „Noch ein Kobold aber vermutlich der letzte, oder: der junge Herr muß wandern.“ Weder Parodie noch Nachbildung, nur eine kleine Drollerie mit Gesang u. Tanz v. Schich, Must v. Proch. Dieses in Wien mit so großem ungetheilten Beifalle aufgenommene und höchst erheiternde Stük, wird sich auch hier um so mehr einer reichlichen Theilnahme zu erfreuen haben, da die Direktion nichts unterließ, um es glänzend auszustatten.

Modenbild. Nr. 50.

Paris, 1. Nov. Neueste Winteranzüge für Herren. — Neues Möbel.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzulassung 5 fl. Auf Velinspapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb des Wasserthors) in E. Winkers und F. Tomas's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. l. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.



R

98.

Mus

„Dies
trat und mi
Hand gelegt
muß gestehen
daran!“ In
ans andere
welches auf
Werkes ver
hätte achten
Gemäße, u
durch in all
selben. Wer
der einem K
das durch di
selhaft, ob
zücken besch
hier an seine
sch in dem
zu machen,
scheidenheit.
legte, „was
Vergessenheit
vergönnen w
sten Materk
sollte eingese